



FRÄNZI – FORUM

FRANZISKANER GYMNASIUM

ZEITGUTSCHRIFT

Leistungsvergütung jenseits von Noten



geführt werden) für sie erlässlich scheinen, werden von diesen freigestellt. Stattdessen können sie frei entscheiden, wo und wie sie ihren daraus resultierenden „Zeitbonus“ gewinnbringend investieren wollen. Die Idee, die vor etwa einem Jahr in der Direktion der Schule geboren und in Absprache mit dem Schulamt in den letzten Monaten nach und nach konkretisiert wurde, fußt auf dem Prinzip, dass Schüler am Franziskanergymnasium ihre Stärken bestmöglich einsetzen. Ein wichtiger Faktor ist dabei jener der Motivation. Leistung bedingt schließlich Gegenleistung. Abstrakte Noten alleine reichen da oft nicht, Lobesworte erschöpfen sich und verpuffen oft zu schnell. Über einen Teil ihrer Zeit frei verfügen zu können, ist für Schüler (wie die Erfahrung bis jetzt zeigt) eine Motivationspritze – zumal dann, wenn man diese nicht geschenkt bekommt, sondern sie sich „verdient“ hat.

Fokus setzen – Stärken fördern

Dazu gesellt sich ein weiterer Faktor, auf den vor einiger Zeit schon Tobias Gruber in diesem Medium eingegangen war: jener der besser nutzbaren Zeit. Warum sollte jemand, der sich die entsprechenden „skills“ bereits erarbeitet hat, seine Zeit damit zubringen, etwas einzuüben, was er schon kann? Da ist es besser, den Fokus neu zu setzen und Zeitreserven zu nutzen – etwa um in anderen Bereichen (noch) besser zu werden oder sich anderweitig weiterzubilden.

Es wäre freilich etwas blauäugig, so eine Initiative ohne entsprechende Auflagen anlaufen zu lassen. Für die Freistellung ist deshalb auch ein Notenschnitt im Fach von mehr als Acht nötig. Bei nachlassenden Leistungen kann der Zeitbonus zudem jederzeit widerrufen werden. Auch lässt sich dieses Prinzip der Belohnung nicht jedem Fachbereich gleichermaßen anwenden bzw. umsetzen. Dennoch sind die ersten Gehversuche in diese Richtung vielversprechend. Und ein Beleg dafür, dass es sich auszahlt, Schule bisweilen von den Schülern her zu denken.

Prof. Lukas Oberrauch

Montag Vormittag. Es läutet zur 5. Stunde. Auf dem Weg in die 6. Klasse, wo er gleich seinen Lateinunterricht beginnen wird, kommen Direktor Malsiner im Treppenhaus mehrere Schüler der Klasse mit gepackten Schultaschen entgegen. Für sie ist der offizielle Unterricht für heute zu Ende. „Nutzt die Zeit gut!“, ruft er ihnen noch hinterher.

Zeit als Bildungswährung

Was in der Berufswelt als Benefit-Prinzip schon lange angewandt wird, wird seit Beginn des Schuljahres 2019/2020 auch am Franziskanergymnasium umgesetzt: Schüler, die in einem Fachbereich entsprechend gute Leistungen erbringen, sodass die Übungseinheiten (etwa in Latein und Griechisch, wo diese im Lyzeum wöchentlich durch-

ERFOLG

DER ARGE-ALP-
PREIS 2019

SEITE 2-6

BESUCH

FRANZISKANER-
SCHÜLER IM
ALTERSHEIM

SEITE 8-9

PLÄDOYER

MUSIK IN DER
OBERSTUFE?

SEITE 10

KARRIERE

CLEMENS
SCHERZER IN
HARVARD

SEITE 12-13

DIE LETZTE SEITE

SCHULTHEATER
2019

SEITE 16

IMPRESSUM

S. 6

ZWEIKLASSENGESELLSCHAFT

Eindrücke aus der Südtiroler Schulwelt

Im April dieses Jahres ist den Redakteuren des „FränziForums“ ein besonders spektakulärer Coup gelungen. Das Team nahm erstmals am „Arge-Alp-Preis“ teil und konnte sich mit seinem Beitrag über die unterschiedlichen Formen des Schultags in Südtirol gegen die deutschsprachige Konkurrenz aus den übrigen Arge-Alp-Staaten durchsetzen. Zum Erstellen des Beitrags hatten die Schüler zuvor Recherchen über die Schulwelt Südtirols angestellt und anschließend jeweils einen Tag an der Grundschule „Johann Wolfgang von Goethe“ in Bozen und der Zwergschule von Tanas im Vinschgau hospitiert. Dem Anlass entsprechend wollen wir auch den Lesern des „FränziForums“ den Siegerbeitrag nicht vorenthalten.

Der Kreis ist nicht groß, in dem wir stehen, wir sind insgesamt zu acht. Fünf Grundschüler, eine Lehrerin und wir zwei. Wir spielen „Silbenklatschen“, und wie der Ball so von einem zum anderen wandert, bekomme schließlich ich ein Wort von der Lehrerin zugerufen: „Schuh-putz-ma-schi-ne!“ „Was zum...!“, denke ich mir. Frayo schaut zu mir herüber und grinst. Er denkt sich wohl dasselbe. Da muss ich doch glatt kurz überlegen. Die Grundschulzeit ist schließlich etwas länger her, und somit auch die Silbentrennung. Heute haben wir es normalerweise mit Dingen wie „Su-pra-seg-men-ta-ler Pho-no-lo-gie“ zu tun. Und sind besser darin, solche Wörter zu definieren, als sie in ihre Bestandteile zu zerlegen. Heute also „back to basics“ – na ja, schaden kann’s nicht.

Wir sind in der Grundschule von Tanas im Vinschgau, die in Südtirol das Primat hält, die kleinste Schule überhaupt zu sein – und das ist nicht im räumlichen Sinn gemeint. Zwar gibt es hier nur zwei Klassenräume, aber die müssen schließlich auch nur 5 (in Worten: fünf!) Schüler und vier Lehrerinnen beherbergen. „Das nennt man dann wohl Zweiklassengesellschaft!“, witzelt

Frayo. Ich brauche ein bisschen, um den Witz zu verstehen. Wir sind nämlich schon um kurz nach sechs in Bozen gestartet. Gute eineinhalb Stunden Autofahrt später sind wir dank Tobias, der schon einen Führerschein hat und heute unser Privatchauffeur ist, jetzt an der Wirkungsstätte von Frau Telser, die von den Kindern „Lehrerin Katrin“ gerufen wird. Wie sie uns nach unserer Silben-Challenge verrät, ist fünf genau die Mindestanzahl an Schülern, damit die Schule weiterhin bestehen kann. Zwar werden zwei davon nächstes Jahr nach Laas in die Mittelschule abwandern, drei aber werden nachkommen. Erleichterung bei den Lehrerinnen: Die Schule wird es zumindest ein weiteres Jahr geben. Für die fünf Schüler (zwei Buben in der ersten, ein Mädchen in der zweiten und zwei Mädchen in der fünften Klasse) ist der für uns ungewohnte Unterricht Alltag: Sie bekommen Einführungen in die ihrer Schulstufe entsprechenden Themen und dürfen anschließend weitestgehend autonom anhand verschiedener „Lernstationen“ arbeiten – wobei die „Stationen“ eigentlich Aufgaben sind, die erledigt werden müssen. Dazu wird ein Wochenplan ausgehändigt, den die Kinder im



Silbenklatschen: „Schuh-putz-ma-schi-ne!“



Goethe-Schule in Bozen: „Bei so vielen Kindern sind fast nie alle da.“

Laufe der Woche nach eigenen Vorstellungen arbeiten. Die Herausforderung dabei für alle Beteiligten: Alles muss simultan ablaufen. Frontalunterricht in seiner gängigen Form würde in einer Klasse, in der mehrere Schulstufen zur gleichen Zeit unterrichtet werden, nicht funktionieren. Da müsste immer eine Gruppe weghören. Und zusätzlich will man in Tanas den Vorteil nutzen, sich den Kindern individuell widmen zu können. Erstaunlicherweise verkommt der Unterricht so trotzdem nicht zum Privatstudium: Die Kinder arbeiten selbstständig, die Lehrerin fungiert lediglich als „Infopoint“.

Modellschule

Ganz anders ist das in Bozen. Es ist acht Uhr. Als Elisabeth und ich die Klasse 5C der Goetheschule betreten, starren uns 19 neugierige Augenpaare an. Lehrerin Astrid stellt uns vor und erklärt, dass wir heute in die Klasse schnuppern werden. Die Neugierde – und die damit verbundene Ruhe im Klassenraum – währen nur kurz. Eine Minute später pulsiert die Klasse wieder vor Energie: In Privatgesprächen werden Erlebnisse vom Wochenende geschildert, Witze erzählt und Ideen ausgetauscht. Die Lehrerin bittet um Ruhe. Was in Tanas immer sofort ersichtlich ist, zeigt sich hier erst nach dem obligatorischen morgendlichen Appell: Ein Schüler fehlt. „Das ist fast immer so“, erklärt uns ein Junge, „bei so vielen Kindern sind fast nie alle da.“ In der ersten Stunde steht Sport auf dem Programm. Die Klasse stellt sich in einer Zweierreihe auf. Bevor wir starten, muss völlige Ruhe unter den Schülern herrschen, was manchmal erst nach einigen Minuten und mehrmaligem Ermahnen gelingt. In der

Turnhalle angekommen, spielen die Kinder nach kurzem Einlaufen munter drauflos.

Wir haben kurz Zeit, mit Lehrerin Eva zu sprechen. Sie erzählt uns vom so genannten „Goethemodell“. Entwickelt wurde es in Zusammenarbeit mit der Uni Bozen. Es soll die Integration von Schülern aller Sprachen und Kulturen in einem freundlichen und offenen Klima ermöglichen. Zwar ist die Goetheschule auf dem Papier eine deutsche Schule, de facto aber kann man anhand ihrer Schüler einen guten sprachlichen Querschnitt der Bewohner von Bozen Stadt erstellen. Nur circa die Hälfte der Schüler in jeder Klasse hat Deutsch als Muttersprache, ein Viertel spricht zuhause gewöhnlich Italienisch und der Rest keine der beiden „autochthonen“ Sprachen Südtirols. Darunter gibt es auch solche, die kaum oder gar nicht Deutsch sprechen. Dasselbe gilt bei diesen Schülern (wenn auch meistens in etwas abgeschwächter Form) für Italienisch. Noch vor fünf Jahren gab es Ganztagsklassen, welche vornehmlich dafür gedacht waren, den Spracherwerb in solchen Fällen zu fördern. Das funktionierte allerdings weder für die Lehrkräfte noch für die Kinder. Inzwischen werden die Ganztagschüler auf alle Klassen aufgeteilt und kommen nur zweimal in der Woche am Nachmittag zusammen. So entstehen Freundschaften über Klassen hinweg und einheimische wie Schüler mit Migrationshintergrund fühlen sich viel wohler.

Zurück in Tanas. Wir schauen auf die Uhr: Es ist 8:15 Uhr. Stundenwechsel. Die Schulglocke läutet...nicht. Denn es gibt keine. „In Eyrs, einer anderen kleinen Laaser Fraktion, bimmelt die Kuhglocke.“, erzählt uns Lehrerin Bruna, die Itali-

enischlehrerin für die Grundschule Tanas und die Mittelschule Laas. Es ergibt sich ein Gespräch, ein ziemlich kurzes allerdings, denn Bruna muss nach der ersten Stunde nach Laas, in die Mittelschule. „15 Minuten habe ich Zeit. Wenn im Winter Schnee liegt, komme ich eben zu spät.“ Wie es hier oben mit den Italienischkenntnissen aussieht, wollen wir wissen. „Keiner spricht zu Hause Italienisch, nicht einmal „richtiges“ Deutsch, sondern „nur“ Dialekt.“, weicht Bruna diplomatisch aus. In der Mittelschule Laas, „im Zentrum“, wie es alle nennen, gibt es ganze drei Italienisch sprechende Haushalte: den von Bruna, den ihrer Lehrerkollegin und den ihrer Mutter. Im „Zentrum Laas“ waren viele schon, im „Zentrum Bozen“ kaum jemand. „Nicht direkt“, sagt eine Schülerin auf Nachfrage, „aber immerhin auf dem Ritten.“

Zwei Welten

Da hat es Brunas Pendant an der Goetheschule deutlich einfacher. Statt 15 Minuten Fahrt reichen ihr 15 Schritte, um in die nächste Klasse zu kommen. Die „Maestra“ hat noch vor fünf Jahren an einer Grundschule im Sarntal unterrichtet und weiß, wovon ihre Kollegin in Tanas spricht: „Das Italienischniveau hier ist ein ganz anderes als auf dem Land, vor allem weil ein Teil der Klasse auch zu Hause Italienisch spricht und auch die Übrigen in ihrem Alltag hin und wieder mit der Zweitsprache in Kontakt kommen.

Vor allem aber haben die Kinder Lust zu lernen. Das ist ausschlaggebend, denn sie wissen, dass sie diese Sprache auch in ihrem Leben gut gebrauchen können.“ Dabei sind wohl auch die Eltern der Schüler nicht ganz unschuldig daran, dass der Horizont der Bozner Schüler nicht nur in sprachlicher Hinsicht ein anderer ist als jener von Tanas. Das zeigt sich etwa auch an ihren Berufswünschen:Architekt, Modedesigner, Ingenieur, Erfinder, Entdecker – so stellen sich die Schüler hier ihre Zukunft vor. Ganz anders hört sich das im Vinschgau an. Auf die Frage, was sie denn mal werden wollen, antworten uns die beiden Fünftklässlerinnen bestimmt: „Bäuerin und Kellnerin!“ Ob sie sich vorstellen können, in Bozen zu wohnen? „Nein, Bozen ist so groß, da würde man sich verlaufen.“ In eine Klasse mit 20 Kindern gehen? „Nein, da wäre es viel zu laut.“ Eine klare Linie zeichnet sich ab. Die Kinder fühlen sich in ihrer kleinen Schule wohl. Sie wollen eigentlich gar nicht weg. „Das ist hier so ein schönes Dorf“, wirft eine Schülerin ein. Große, weite Welt? Nicht mit uns! Da wächst Bozen, eine kleine Stadt im Herzen der Alpen, in den Köpfen der Kinder im 76 km entfernten Tanas zu einer Großstadt heran. Trient, wie uns eine Lehrerin erzählt, ist für die Kinder schon Ausland. Das tatsächliche Ausland, wie etwa Deutschland, scheint unerreichbar weit weg, fast nicht existent. Krass, denken wir uns und schauen uns an. Für uns lag



Unterricht in Tanas: „Mit 20 Schülern wäre es viel zu laut“

Deutschland bereits zu Volksschulzeiten gefühlt in der Nachbarschaft.

Interessanterweise zeigen sich aber auch die Schüler in Bozen wenig begeistert davon, aus ihrem ursprünglichen schulischen Habitat hinauszugehen – und die Gründe dafür klingen erstaunlich pragmatisch. Auf unserem Streifzug durch die Goetheschule sind wir mittlerweile in einer 3. Klasse angekommen. Wir fragen die Schüler, ob sie sich vorstellen könnten, eine Schule mit nur 4 Mitschülern zu besuchen. Nein, sagen sie, man könnte dort ja nicht Völkerball spielen und überhaupt wäre ihnen so wenig Gesellschaft viel zu langweilig. Und was täten sie denn bloß, wenn zwei sich stritten? In Tanas war zwar noch keiner, aber als wir davon erzählen, steht sofort jemand auf und sucht den kleinen Ort auf der Südtirol-Landkarte, die im Klassenzimmer hängt. Ob sich jemand die Schule dort einmal anschauen würde? Die Begeisterung hält sich in Grenzen. Eine bunte Stecknadel in der Landkarte reicht für's Erste.

Montessori im Alltagsgewand

Völkerball zu fünft zu spielen ist in der Tat schwierig. Dafür lernen die fünf ABC-Schützen in Tanas aber spielend. Platz dafür haben sie ja reichlich. Hinter (fast) jedem Spiel versteckt sich eine Lernaufgabe. Zum Beispiel eine Variante von Mensch-ärgere-dich-nicht. Es kommt weiter, wer Verben korrekt konjugiert. Klingt lustig? Ist es auch. Frayo und ich kennen das schon aus unserer eigenen Grundschulzeit in Bozen. Ein Hauch von Reformpädagogik weht durch das 150-Seelen-Dörfchen. Ziemlich modern eigentlich – wie die Schule auch sonst eigentlich nicht so altmodisch ist, wie wir uns das vorgestellt haben. Das Schulgebäude ist relativ neu, es gibt eine (für die dortigen Bedürfnisse) großzügig bemessene Turnhalle. Laptop und PC sind in beiden (!) Klassenräumen vorhanden, auch das Lehrerzimmer ist mit allem erdenklichen Inventar ausgestattet. An Mitteln fehlt es hier also nicht, um ordentlich unterrichten zu können. Nach dem Verben-Konjugieren, das wir glücklicherweise ohne größere Probleme absolviert haben, geht es in die Pause. Der Schulwart (!) steht vor der Schule und winkt uns freundlich zu. Wieder läutet keine Glocke.

In Bozen sieht es da erwartungsgemäß etwas anders aus: Musikraum, Küche, zwei Turnhallen, eine Bibliothek mit Aula Magna inklusive kleiner Bühne für Schulaufführungen, Werkraum, Computerraum, Lehrerzimmer und viele weitere Ausweichräume – das Gebäude aus dem frühen 20. Jahrhundert ist zwar sehr groß, aber Platz ist nie genug da. Mit den inhaltlichen Anforderungen haben sich auch die räumlichen geändert. Während wir durch die Klassenräume gehen, platzen wir etwa zufällig in zwei kleine Lerngruppen. Es

sind jeweils vier bis fünf Schüler, die noch nicht Deutsch können und deswegen zuerst in die Sprache eingeführt werden müssen. Dies geschieht im Einzelunterricht in den Ausweichräumen. In einem Klassenzimmer mit weiteren 15 Kindern wäre das undenkbar. Dazu kommt, dass es an der Schule einen Zweig mit Reformpädagogik gibt (ein Zug pro Jahrgang), der ein ganzes Stockwerk beansprucht. Die Nachfrage ist groß, die Plätze begehrt. Das Los entscheidet, wer in diese Klassen darf. Auch hier bekommen die Kinder einen Wochenplan, den es abzuarbeiten gilt, außerdem können sie nach eigenem Interesse ein „Wort der Woche“ wählen, das sie am Ende der Woche in Form eines Vortrags der Klasse präsentieren. Es gibt dann Rückmeldung von den Kameraden, was es noch zu verbessern bessern gilt und was funktioniert hat. Alles auf Hochdeutsch, versteht sich. Hausaufgaben und herkömmliche Tests gibt es kaum. „In vielen Klassen gibt es Co-Präsenzen, doch es bräuchte noch viel mehr“, erklärt uns eine Lehrerin der Reformpädagogikklassen. „Aber dank des Goethemodells können die Klassen sich viel besser organisieren und Lehrergruppen arbeiten oft jahrgangsübergreifend zusammen.“ Die Lehrerinnen kennen sich aber nicht einmal alle untereinander. Es sind schließlich 58 für die 387 Grundschüler zuständig. Für so viele Schüler gibt es auch zwei verschiedene Zeiträume für Pausen, die jeweils 15 Minuten lang sind. Ansonsten wäre der Lärmpegel zu hoch. Wir Fränzi auf der anderen Straßenseite wissen ein Lied davon zu singen.

Probleme dieser Art sucht man in Tanas vergebens. Wir begeben uns in der Pause alle zum Spielplatz des Dorfes, der auch der Pausenhof ist. Eine halbe Stunde wäre für die Pause geplant. Das kann aber auch einmal länger dauern, stellen wir fest. Ist ja auch kein Problem, wenn man nicht der anderen Hälfte der Schule Platz machen muss. Auf dem „Pausenhof“ wird zwischen Schülern und Lehrerinnen ausschließlich Dialekt gesprochen – Dienst ist Dienst, und Schnaps ist Schnaps. Elisabeth und Franziska haben das in Bozen anders erlebt. Da wird auch außerhalb des Unterrichts nur Hochdeutsch gesprochen, wohl vor allem, um Verständnisschwierigkeiten zu vermeiden. Dialekt ist dort – auch unter den Einheimischen – nicht jedermanns Sache. Man muss sich nach der Decke strecken.

Wenn zwei das Gleiche tun...

Die Kinder auf dem Dorfsplatz bestehen darauf, dass einer von uns beim „Staffellauf“ mitmacht. Frayo gibt mir ein Zeichen. Okay, ich opfere mich. Beim Laufen merke ich erst, was die Schüler hier jeden Tag vor ihrer Haustür haben. Das Mädchen von vorhin hatte recht. Ein schönes Dorf. „Eines der sonnigsten Bergdörfer im gesamten Alpenraum“, sagt mir Lehrerin Kath-



Schüler der Grundschule Tanas, Lehrerin Katrin: Heile Welt mit Ausblick

rin. Ich glaube ihr aufs Wort. Das Panorama, das sich den Kindern beim täglichen Spielen bietet, ist umwerfend. „Wenn man es gewohnt ist, dann schätzt man es aber nicht mehr so sehr!“, meint sie lächelnd. Da hat sie wohl recht. Ob sie und ihre Schüler sich der Tatsache bewusst sind, dass die Uhren – bei allen Vorzügen einer Zwergschule – hier anders ticken als in der „Weltstadt“ Bozen? Dass dort der sprachliche, soziale Alltag, die Infrastruktur, die Größenverhältnisse allgemein ganz anders sind? Schätzen sie die Vorzüge ihres (Schul)Alltags genug, sind sie sich der Nachteile bzw. Defizite desselben bewusst?

Als wir zu Mittag vorsichtig (die Straße ist an einigen Stellen verdammt schmal) talwärts fahren, frage ich Frayo, wie er die Sache sieht. Lieber ein Schüler in Bozen oder in Tanas?

„Bozen ist Bozen und Tanas ist Tanas!“, bekomme ich zur Antwort. Lapidar und pragmatisch wie immer, der Gute. Ich bin versucht, eine Grundsatzdebatte anzustoßen – zum Wissenserwerb,

zur Mehrsprachigkeit, zu Unterrichtskonzepten, zu Lebensauffassungen und Zukunftsperspektiven, gesellschaftlichen Unterschieden und und und. „Schau auf die Straße!“, sagt Frayo zu Tobias. „Wenn wir im Graben landen, können wir den Artikel gleich vor Ort schreiben!“ Er grinst.

Na gut, dann eben nicht. „Es ist, was es ist“, haben wir vor kurzem im Deutschunterricht bei Fried gelesen. Der Mann hat recht. Und nach dem Staffellauf bin ich zum Philosophieren eigentlich ohnehin viel zu müde.

Frayo von Gelmini (8. Klasse)

Alexander von Walther (7. Klasse)

Franziska Forsythe (6. Klasse)

Elisabeth Munter (5. Klasse)

Impressum: Fränzi-Forum

Eigentümer und Herausgeber: Wolfgang Malsiner,

Franziskanergymnasium Bozen

Eintragung beim Landesgericht Bozen: Nr. 2/2003 R.ST. am

20/3/2003

Verantwortlicher Schriftleiter: Dr. Walther Werth

Redaktion: Lukas Oberrauch, Elisabeth Munter, Alexander

Walther von Herbstenburg, Frayo von Gelmini, Xheni

Gashi, Marion Obkircher, Franziska Forsythe.

Druck: Ferrari Auer Bozen

MAN LERNT NIE AUS

Lehrerfortbildung in Eigeninitiative

Schon Johann Wolfgang von Goethe wusste: „Die beste Bildung findet ein gescheiter Mensch auf Reisen!“ Und was für den Dichturfürsten recht war, kann für Professoren unserer Schule allemal billig sein – zumal dann, wenn sich die Fortbildung mit einem geselligen Ereignis verbinden lässt. Dass dafür immer wieder Anlass besteht, trägt zum einen der rührige **GYMNASIALVEREIN** mindestens einmal im Jahr Sorge, wenn er zum traditionellen Bildungsausflug einlädt.

Sekt, Tunnel und Kaiserliches

Dabei legen die Männer um die Vorsitzenden Thomas Widmann und Reinhold Marsoner besonderes Augenmerk auf eine inhaltliche Variatio. Mal organisieren sie eine Führung in der bekannten Sektkellerei „Arunda“ in Mölten, in deren Zuge Pionier Josef Reiterer nicht nur die Liebhaber des Perlweins, sondern auch die Naturwissenschaftler unter den Professoren zum Staunen brachte, mal führte die Reise mehrere hundert Meter in die Unterwelt, wo moderne Technik und Ingenieurskunst die kilometerlangen Stollen des Brennerbasistunnels in den Fels treiben. Oder aber es geht – wie zuletzt – auf die Stammburg Tirols, wo Hausherr Leo Andergassen den wissbegierigen Zuhörern und -schauern im Zuge einer Privatführung einen tiefgehenden Einblick in das Leben und Wirken Kaiser Maximilians gab. So unterschiedlich die thematische Schwerpunktsetzung in den letzten drei Jahren auch gewesen

sein mag: Im anschließenden gemütlichen Beisammensein bei einem guten Essen ist alljährlich ein lieb gewonnenes Leitmotiv umgesetzt.

Über die Landesgrenzen hinaus

Zu Initiativen dieser Art gesellt sich dann noch die traditionelle Professorenfahrt, die stets kurz vor Schulbeginn in Angriff genommen wird und die Teilnehmer in den letzten Jahren etwa in die Schweiz, nach Neapel und in die Toskana führte. Auch hier kommt jeder Fachbereich auf seine Kosten: Bei der Planung wird darauf geachtet, dass Kultur- und Naturwissenschaft einander gleichwertig gegenüberstehen. Zudem wird das Programm immer auch durch ein so genanntes „Adventure-Element“ erweitert, das im Zusammenspiel mit einem abwechslungsreichen Abendprogramm dafür sorgt, dass auch die menschliche Ebene nicht zu kurz kommt. Viele der Eindrücke, die so in den letzten Jahren gesammelt werden konnten, haben direkt oder indirekt ihren Weg in den Unterricht gefunden. Weitaus wertvoller noch als dies ist aber die Tatsache, dass man als Teilnehmer daran erinnert wird, wofür unsere Schule steht: Bildung in ihren unterschiedlichen Facetten, im Zusammenspiel mit Kollegialität und Spaß. Die Umsetzung dieser Erkenntnis im Schulalltag ist in diesem Zusammenhang das vielleicht wertvollste Produkt, das die „schulinterne“ Bildungsinitiative Jahr für Jahr hervorbringt.

Prof. Lukas Oberrauch



Lehrpersonen, Begleitung und Vorstand des **GYMNASIALVEREINS** auf Schloss Tirol

Dass man es sich als Lehrender nicht leisten kann, nicht mit der Zeit zu gehen, ist ein alter Hut. Dementsprechend ist das Fort- und Weiterbildungsangebot für Lehrer im Land sehr gut aufgestellt und umfangreich gestaltet.

Unsere Schule bietet den Professoren darüber hinaus auch noch andere Möglichkeiten, ihr Wissen und ihren Erfahrungsschatz zu erweitern

ICH BESUCHE DICH!

Franziskanerschüler im Altersheim

Vor vielen Jahren hatte die am Franziskanergymnasium unvergessene Pia Toggenburg, die jahrzehntelang als Religionslehrerin an unserem Haus wirkte, das Projekt „Ich besuche dich!“ ins Leben gerufen, in dessen Zuge Schülerinnen und Schüler des Gymnasiums regelmäßig das Seniorenheim „Vinzenzhaus“ besuchten und mit dessen Bewohnern einen Nachmittag in der Woche verbrachten. Auch fünf Jahre nach ihrem Tod führen die Schüler unter der Leitung von Prof. Robert Hager von Strobele dieses Projekt weiter. Elisabeth Munter gewährt mit diesem Beitrag einen Einblick in diese generationenübergreifende Initiative.

Pünktlich um 15.30 Uhr treffen Martin Knoll (6. Klasse), Lisa Stuffer (5. Klasse) und ich beim Seniorenwohnheim der Stiftung Südtiroler Sparkasse „Zum Heiligen Vinzenz“ in der Kapuzinergasse ein. Wie bei jedem unserer allwöchentlichen Treffen erwarten uns freundliche Gesichter und ein warmherziges Klima. Die nächsten zwei Stunden werden wir mit zwei Bewohnerinnen des Altersheims, Frau Kohler (Jahrgang 1934) und Frau Gummerer (Jahrgang 1941), diskutierend, lachend und in so mancher Erinnerung schwelgend verbringen.

Das Ziel des Projekts „Ich besuche dich im Altersheim“ ist einfach: Es soll Generationen verbinden und uns animieren, die heutzutage oft zu wenig geschätzten älteren Semester unserer Gesellschaft mehr in unseren Alltag miteinzubeziehen. Nicht von ungefähr werden Senioren „lebende Bibliotheken“ genannt. Sie sind wertvolle Erinnerungsträger, und wir dürfen uns glücklich schätzen, dass sie den reichhaltigen Erfahrungsschatz eines langen Lebens mit uns teilen. So haben wir Schüler die einmalige Gelegenheit, unseren Horizont zu erweitern. Außerdem ist jedes Treffen eine erfreuliche Abwechslung zu unserem sonst so hektischen Alltag. Wir kehren in einem Ort der Ruhe ein.

Die Themen unserer Unterhaltungen variieren von Mal zu Mal. Unsere Neugierde ist kaum zu stillen, wir befragen die beiden Damen quer Beet. Bereitwillig geben sie uns Antworten zu ernst-

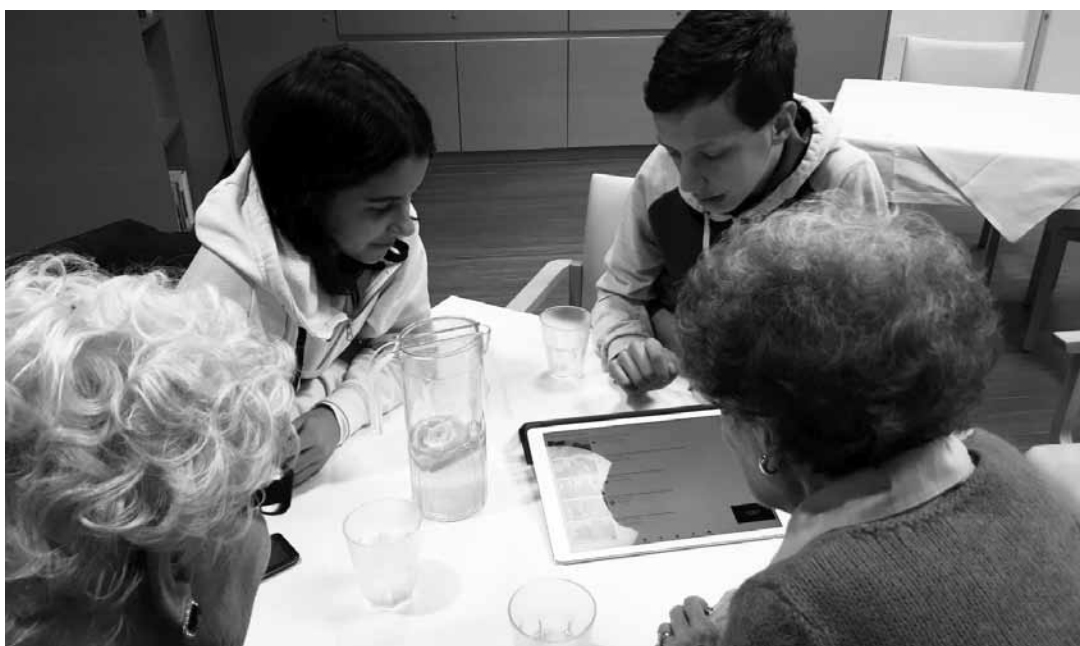
Themen, erzählen uns aber auch einige lustige Anekdoten aus längst vergangenen Zeiten.

Die guten alten Zeiten

Als wir die beiden nach den „guten alten Zeiten“ fragen, sind ihre Meinungen geteilt. Die Welt habe innerhalb kurzer Zeit einen unglaublichen Sprung in ihrer Weiterentwicklung hingelegt. Heutzutage gebe es sehr viele Neuerungen, welche das Leben grundlegend verändert und verbessert hätten. Früher seien die Lebensbedingungen oft härter gewesen, als wir es uns vorstellen können. Selbstverständlichkeiten wie fließendes Wasser oder ein Klo im warmen Badezimmer – damals ein Luxus.

Vor allem die Arbeitsbedingungen haben sich laut Frau Gummerer aber dank der Gewerkschaften zum Besseren gewendet. Sie selbst hat bei ihrer ersten Stelle am eigenen Leib erlebt, was es heißt, kaum Rechte, harte Arbeit, lange Arbeitszeiten und keine Versicherung zu haben, und das bei einem geringen Lohn. „Was man nicht ändern kann, muss man ertragen!“, sagt sie. Diese erste Arbeit verrichtete sie schon in jungen Jahren. Mit einem Vater als Handwerker, dessen Gehalt nicht ausreichte, und einer Mutter, welche die meiste Zeit daheim verbrachte, um den Haushalt zu führen, konnte die Familie jede Hilfe gebrauchen. Da war es üblich, dass man eben schon als junges Mädchen arbeiten ging.

„Andererseits war es früher einfacher, Karriere



Lisa Stuffer (l.) und Martin Knoll (r.) weisen in die Umgang mit einem Tablet ein



Daniel Galvan (l.) und Martin Knoll (r.) beim Basteln mit den Senioren

zu machen!“, meint Frau Gummerer. Sie selbst habe mit dem Abschluss an der Handelsschule eine sehr gute Stelle als Chefsekretärin im Landesforstinspektorat bekommen. Bankangestellte waren damals zu meist noch Leute mit Mittelschulabschluss, wohingegen man heute bereits für die einfachsten Bürostellen mindestens die Matura braucht.

„Generell war die Frau früher viel mehr zu Hause,“ wirft Frau Kohler ein. Sie hat die Handelsschule abgeschlossen und dann im väterlichen Betrieb gearbeitet. Jetzt arbeiten in Familien meist beide Partner. Ihrer Meinung nach kann dies belastend für das Familienklima sein, wenn Vater und Mutter immer erschöpft sind. Frau Gummerer denkt, das könne einer der Gründe für die gestiegene Scheidungsrate sein. Sie selbst ist auch heute, nach 45 Jahren, glücklich mit ihrem Ehemann verheiratet und mit ihr zusammen im Altersheim wohnt.

Mitten im Leben

Wir kommen auch auf neue Technologien zu sprechen und auf die vermeintlich darauf zurückzuführenden Folgen der emotionalen Entfremdung, besonders bei Jugendlichen. Bei diesem Thema sind nicht nur wir es, die sie mit Fragen löchern; die Frauen wünschen sich, dass wir sie in die Welt des Internets einführen. Beide zeigen sich offen für das Neue, wenngleich auch ein wenig Misstrauen bleibt. Sie sind sich sicher: Moderne Geräte wie zum Beispiel Handys oder Tablets bieten eine große Vielfalt an Möglichkeiten, bergen aber auch Gefahren.

Dies, so ihre Meinung, sei auch ein prägender Faktor des Generationenkonflikts. In unserer

heutigen Welt gehe es hektisch zu. Niemand, vor allem die Jugend, nehme sich Zeit, um innezuhalten. In der Tat: Unsere Stundenpläne sind voll, der geregelte Schulablauf am Vormittag geht fließend in eine Vielfalt an Nachmittagsprogrammen über. Früher habe man nachmittags einfach gespielt. Wir würden immer schneller erwachsen, meinen sie.

Schweren Herzens verabschieden wir uns um 17.30 Uhr von den Damen. Es war das letzte Treffen in diesem Schuljahr. Nach den gemeinsam verbrachten Stunden wird uns ihre Gesellschaft fehlen. „Kommt doch ab und zu vorbei“, schlägt Frau Kohler vor. Gerne nehmen wir das Angebot an. So fällt der Abschied leichter.

Der Austausch an Erfahrungen zwischen Jung und Alt ist meiner Meinung nach von unschätzbarem Wert. Dieses Projekt hat mir die Ruhelosigkeit unserer Zeit vor Augen geführt. Die regelmäßigen Gespräche in der freundlichen und gemütlichen Umgebung des Vinzenzhauses haben mich oft sehr geerdet. Wir haben das Glück, diese unbezahlbare Quelle an Wissen keine zehn Minuten Fußmarsch von unserer Schule entfernt zu haben – wir müssen sie nur wahrnehmen und auf sie zugehen.

Elisabeth Munter (5. Klasse)

MACHT MUSIK!

Ein Plädoyer für einen vernachlässigten Fachbereich

Musik wird schon in der Mittelschule allzu oft als unwichtiges Nebenfach gesehen und mit Sätzen wie „Brauch ich eh nicht!“ abgetan. Warum Musik mehr kann und auch in der Oberschule – zumal an einem humanistischen Gymnasium – eine „Stammrolle“ verdient hat, erklärt Marion Obkircher im folgenden Beitrag.



Höher, schneller, weiter. Dieses Konzept prägt die ganze Welt und hat auch vor der Institution Schule nicht Halt gemacht. Der Stundenplan eines Oberschülers besteht aus Fächern, die ihn laut Bildungsplan auf die Arbeitswelt, auf das „harte Leben da draußen“ vorbereiten sollen. Wer Arzt werden will, braucht Altgriechisch, dem zukünftigen Steuerberater ist damit geholfen, in Recht und Wirtschaft und in Mathematik besonders aufmerksam aufzupassen und das Latein ist immer noch Voraussetzung, bzw. förderlich für viele Studiengänge. Musik? Fehlanzeige! Aus den aktuellen Stundenplänen für Oberschulen (das Musikgymnasium ausgenommen) könnte man schlussfolgern, dass Musik quasi nutzlos für den beruflichen Werdegang eines Schülers ist. Doch ist dem wirklich so?

Schon allein die Abwesenheit des Musikunterrichts im klassischen Gymnasium ist ein Widerspruch in sich. Die Aufgabe eines humanistischen Gymnasiums ist es, eine breit aufgestellte Allgemeinbildung zu vermitteln und die Interessen und Begabungen der Schüler in verschiedene Richtungen zu fördern. Musik gibt es seit Beginn der Menschheit und hat uns durch sämtliche Epochen, von der Knochenflöte im Paläolithikum über die Klassiker wie Mozart und Beethoven und die legendären Sechziger mit den Vorreitern des Rock, den Beatles und den Rolling Stones bis herauf in die Gegenwart begleitet. Sie war und ist seit jeher ein Spiegelbild der Gesellschaft und bewegt sich als dieses konstant in einem Spannungsfeld zwischen Tradition und Innovation. Musik ist untrennbar mit Geschichte, Kultur und Politik verbunden.

Musik macht Menschen

Neben dem kulturellen Aspekt ist es unbestritten, welche positiven Effekte Musik auf Menschen ausübt. Persönlichkeitsentwicklung ist ein überlaufener Begriff, doch er beschreibt perfekt, was Musik mit uns macht. Die Beschäftigung mit Musik regt Kreativität und Phantasie an. Musizieren steigert das Selbstbewusstsein, fördert das soziale Gefüge und die Empathie. Diese und Werte wie Phantasie, Kreativität und Selbstbewusstsein sind auf dem heutigen Arbeitsmarkt enorm wichtig. Sie sorgen dafür, dass Menschen Bedürfnisse anderer wahrnehmen, neue Wege zu alten Zielen finden, Nischen entdecken und um ihre Stärken wissen bzw. dementsprechend auftreten. Diese Eigenschaften sind die Basis für eine stetige Weiterentwicklung und damit essenziell für den Erfolg eines Unternehmens. Nicht umsonst schreibt Google, eines der erfolgreichsten Unternehmen der Welt, in seinen 10 Leitsätzen: „Unsere Mitarbeiter sind das Wichtigste: motivierte, leidenschaftliche Menschen mit unterschiedlichen Lebensläufen und einer kreativen Sicht auf die Arbeit und das Leben.“

Musikunterricht bringt also nicht nur dem künftigen Pianisten, sondern jedem (jungen) Menschen etwas. Musik ist eines der vielen Tore zum tieferen Verständnis für Geschichte und Kultur und schult uns in menschlichen Eigenschaften, die nicht nur uns selbst, sondern auch unsere Mitmenschen weiterbringen. Höchste Zeit also, dass Musik dem Oberschüler nicht nur in seiner Freizeit, sondern auch auf seinem Stundenplan begegnet.

Marion Obkircher

GENERATION F³

Gymnasiasten erhalten Einblick in die Forschungswelt

3. Juni 2019. Das Auditorium der Eurac Research Bozen füllt sich langsam mit Schülern aus vier Schulklassen, zwei aus Nord- und zwei aus Südtirol. Im Rahmen des Projekts „Generation F³ – Fit for Future“ der Uni Innsbruck und der Eurac Bozen haben wir das ganze Schuljahr über in Gruppen an Forschungsprojekten zum Klimawandel und der Anpassung an diesen gearbeitet. Im Raum hört man aufgeregtes Plaudern, das langsam verstummt, sobald sich die Lichter dimmen. Alle warten gespannt auf die Verkündung der vier Siegerprojekte, die an diesem Tag prämiert werden. Acht Monate zuvor, im Oktober 2018, mussten alle Forschungsgruppen ein Thema wählen, das sie behandeln wollen und wofür sie eine Forschungsfrage ausarbeiten müssen. Von Landwirtschaft bis Infrastruktur war thematisch alles dabei. Die gewählte Fragestellung wurde dann in zwei Forschungsworkshops, zu denen alle vier Schulklassen an die Uni Innsbruck eingeladen wurden, unter Mithilfe von Experten aufgearbeitet. Noch dazu wurde uns Schülern erklärt, wie wir an Informationen durch Interviews bis zur Literaturrecherche kommen können.

Früh übt sich

Circa zwei Wochen vor der Präsentation unserer Ergebnisse mussten diese schließlich noch in Form eines wissenschaftlichen Posters dargestellt werden. Eine Aufgabe, die keiner von uns vor Beginn des Projektes bei einer Forschungsarbeit erwartet hätte. Trotz der Unterstützung, die wir durch unsere Professoren, die Projektleiter und Experten bekamen, mussten wir Schüler den

Großteil der Forschungs- und Präsentationsarbeit eigenständig gestalten – learning by doing sozusagen. Die harte Arbeit hat sich ausgezahlt, denn eines unserer Projekte wurde an diesem Tag im Juni prämiert, und nicht nur wir haben am Ende dazugelernt: Auch einige Forscher waren daran interessiert zu erfahren, wie viel Schüler im Alter von 15 bis 18 Jahren über den Klimawandel und über mögliche Anpassungsmaßnahmen wissen. Der Wissensaustausch zwischen Schülern und Experten war ja auch das eigentliche Ziel des Projektes. Zudem durften wir feststellen, dass nicht nur diese Wissenschaftler an unseren Arbeiten interessiert waren. Unsere Expertise war nämlich auch bei den Medien am Vorstellungstag der Projekte sehr gefragt.

Sobald wir Schüler das Auditorium der Eurac verlassen und uns zu unseren wissenschaftlichen Postern im Vorraum stellen, füllt sich dieser mit Journalisten von Zeitung, Radio und Fernsehen. Das Interesse ist groß an unseren Ideen zur Klimawandelanpassung. Später stellen wir die Poster sogar beim Landeshauptmann von Südtirol, Arno Kompatscher, vor. Nach dem erfolgreichen, aber dennoch anstrengenden Tag gehen wir alle mit einem guten Gefühl nach Hause – dem Gefühl, mit unserer Recherche etwas geleistet zu haben, was für jemanden brauchbar sein könnte. Eine wahrlich außergewöhnliche und lehrreiche Erfahrung ist für alle Beteiligten zu Ende, aber nicht vergessen.

Franziska Forsythe (6. Klasse)

Im Zuge des Projekts „Generation F³ – Fit for Future“ haben im letzten Schuljahr die Schüler der 5. Klasse auf Initiative von Prof. Elfriede Eder in die Welt des wissenschaftlichen Arbeitens hineinschnuppern können. Begleitet von Forschern der Universität Innsbruck und der Eurac beschäftigten sich die Schüler über einen Zeitraum von mehreren Monaten mit Fragestellungen, in deren Zentrum der Klimawandel im Alpenraum stand. Die teilweise sehr aufwändige und schwierige Arbeit der Jungforscher wurde letztlich mit einem schönen Erfolg belohnt: Einer der vier Siegerpreise ging an das Franziskenergymnasium.



Die Schüler der 5. Gymnasium 2018/19 bei der Prämierung

KAMPF GEGEN PARKINSON

Clemens Scherzer und seine Forschungen in Harvard

Clemens Scherzer (Maturajahrgang 1988) hat vor kurzer Zeit geschafft, wovon Myriaden von Medizinerinnen ihr Leben lang träumen: Er ist ordentlicher Professor für Neurologie an der renommierten Harvard Medical School.

Mit verantwortlich für diesen großen Erfolg ist unter anderem die Tatsache, dass Scherzer schon seit Jahren einer der führenden Experten für Parkinson ist und mit seiner Forschungsarbeit maßgeblich dazu beiträgt, dass man im Kampf gegen diese Krankheit zunehmend optimistisch in die Zukunft schaut.

Das FränziForum hat mit dem Neo-Professor über seine spannende Arbeit im Land der unbegrenzten Möglichkeiten gesprochen.

„Hör nie auf zu staunen und neue, überraschende Verbindungen herzustellen. Geh unaufhaltsam deinen eigenen Weg. Wenn du Glück hast, findest du eine Arbeit, die du liebst, die deine Mission ist.“ So lautet nach Clemens Scherzer der Schlüssel zum Erfolg. Und der gibt ihm Recht. Im April 2019 ernannte ihn nämlich die Harvard Medical School zum ordentlichen Professor im Fachbereich Neurologie. Der Absolvent des Franziskergymnasiums ist einer der weltweit führenden Spezialisten für die Parkinson-Krankheit. Auf meine Frage, was dazu geführt hat, dass er sich zuerst über den Großen Teich getraut und dann dort auch noch so eine Karriere hingelegt hat, antwortet Clemens Scherzer: „Ich wollte auf Profineiveau mitspielen.“ Und damit meint er zuallererst sein Hauptbetätigungsfeld: die Parkinsonforschung. Nach dem Medizinstudium an der Universität Wien und seiner Facharztausbildung an der Emory University kam er im Zuge seiner Spezialisierung an der Harvard University mit Parkinson in Berührung. Die komplizierten

neuronalen Schaltpläne und die molekulare Biologie dieser Krankheit fand er dabei besonders faszinierend. Deshalb spezialisierte er sich darauf. Seine Forschungsergebnisse wurden in renommierten Fachzeitschriften wie „Science“, „Nature Neuroscience“ und „Science Translational Medicine“ veröffentlicht. Vor allem erlangte er aber mit seinem Forschungsprogramm bahnbrechende Resultate.

Die Parkinson-Krankheit

„Schüttellähmung“ nannte James Parkinson die Krankheit 1817, als er sie erstmals beschrieb und so zu ihrem Namensgeber wurde. Heute wissen wir: Die Parkinson-Krankheit ist eine neurodegenerative Erkrankung des zentralen Nervensystems. Weltweit sind zwei Promille der Bevölkerung betroffen. Heute gibt es sieben Millionen Menschen mit Parkinson – diese Zahl wird sich im Jahr 2040 auf 14 Millionen Patienten verdoppelt haben. Damit ist sie nach Alzheimer



Clemens Scherzer mit zwei seiner Mitarbeiter

die zweithäufigste neurodegenerative Krankheit. Parkinson tritt häufig nach dem 65. Lebensjahr auf, erste Symptome können sich aber schon früher zeigen.

Die klassischen Symptome der Krankheit sind Bewegungsstörungen wie Bewegungsverlangsamung, steife Muskeln, Zittern sowie eine instabile Körperhaltung.

Um sich der Tragweite von Parkinson bzw. dessen Auswirkung bewusst zu werden, reicht es, sich kurz eine Alltagssituation vorzustellen. Beispielsweise sich zu rasieren oder sich das Handy ans Ohr zu halten oder einen Stift aufzuheben. Sollte kein Problem sein, oder? Was uns wie selbstverständlich vorkommt, kann im Falle einer Parkinson-Erkrankung zu einem unüberwindbaren Hindernis werden. Da ist man beim Zuknöpfen eines Hemdes schnell überfordert. Warum? Eines der klassischen vier Hauptsymptome ist Tremor oder Ruhetremor. Dieses einseitige, langsame Muskelzittern der Hände, später auch der Füße, begleitet den Patienten häufig bereits in den frühen Stadien der Krankheit und verschlimmert sich stetig. Stellen Sie sich nun vor, in das Gesicht dieses Menschen zu blicken. Es wirkt wie eine Maske. Seine Stimme ist leise und monoton, die Sprache undeutlich. Das ist keineswegs eine Gruselgeschichte, sondern ein weiteres Symptom der Parkinson-Krankheit: Gestik und Mimik nehmen ab. Außerdem bewegen sich Betroffene langsamer und weniger. Ärzte bezeichnen dies als Bradykinese, was sich bis zur Akinese, einer völligen Bewegungsblockade, verschlimmern kann. Zu diesen Symptomen kommen Rigor, eine Steifheit der Muskeln, die zunächst häufig Nacken- und Schultermuskeln betreffen, und posturale Instabilität, eine Störung der Halte- und Stellreflexe. Die Haltung dieser Person ist gebeugt, der Gang unsicher und schleppend.

Behandelbar – jedoch unheilbar

Die Symptomatik ist also vielfältig, für den Laien aber nicht sofort zuzuordnen. Deshalb wird die Krankheit durch eine ärztliche Untersuchung diagnostiziert. Ein Neurologe überprüft die Symptome und stellt in Zusatzuntersuchungen fest, ob es sich um Parkinson oder eine andere Krankheit mit ähnlichen Symptomen, etwa einen Gehirntumor oder eine andere neurodegenerative Krankheiten, handelt. Bei optimaler Behandlung ermöglicht der heutige Stand der Medizin, dass Parkinson-Patienten für viele Jahre geholfen werden kann. Viele Patienten können mit guter Behandlung auf lange Zeit ein normales Leben führen. Hier kommt Clemens Scherzers Forschung ins Spiel. „Wir entwickeln Präzisionsmedizin für Parkinson. Heute werden Patienten so behandelt, als ob alle Parkinson-Fälle gleich wären. Ich glaube aber, dass es vielleicht hundert unterschiedliche Krankheitsursachen und viele verschiedene



Parkinson-Typen gibt. Unser Ziel ist es, für jeden Patienten die genaue Krankheits-Genetik zu entschlüsseln und maßgeschneiderte Therapien und Biomarker zu entwickeln.“

Um ehrlich zu sein, versinke ich angesichts dieser Schilderungen von Prof. Scherzer gerade ein wenig in Ehrfurcht. „Wer es so weit gebracht hat, der hat es wohl geschafft!“, denke ich mir.

Dass aber kein Zenit erreichbar ist, ohne vorher einen mühevollen Aufstieg zurückgelegt zu haben, daran erinnert mich Clemens Scherzer höchstselbst.

„Als ich 1997 in die USA flog, um meine Lehre im Grady Memorial Hospital in Downtown Atlanta anzutreten – unter Crack-Dealern, Patienten mit Schusswunden, Häftlingen in orangefarbenen Overalls und Obdachlosen mit Tuberkulose und AIDS – da hatte ich gerade genug Geld, um eine Woche zu leben. Ich hatte mir gedacht, ich würde ja dann mein Gehalt bekommen. Nach einer Woche sagten mir die Leute aber: „Tut uns leid, gezahlt wird erst am Ende der zweiten Woche“. Ich dachte, jetzt bin ich am Ende. Dank schneller Nothilfe aus Südtirol klappte dann aber doch noch alles!“

Ende gut, alles gut. Nun denn: Herzlichen Glückwunsch, Herr Scherzer, zu Ihrem außergewöhnlichen Erfolg! Ihre ehemalige Schulgemeinschaft ist stolz auf Sie und wünscht Ihnen für die Zukunft alles Gute!

*Elisabeth Munter (5. Klasse),
Franziska Forsythe (6. Klasse)*

FRÄNZI FOR FUTURE

Klimawandel einbremsen – aber bitte nachhaltig!

Am 15. Februar 2019 fand die erste Klimademonstration „Fridays for Future“ in Bozen statt, unter Beteiligung von unzähligen Jugendlichen aus ganz Südtirol. Seitdem finden sich Jugendliche immer wieder auf den Straßen Bozens und vor dem Landtag ein, um für den Klimaschutz einzutreten. Auch an den Schülerinnen und Schülern des Franziskanergymnasiums ging die Bewegung nicht spurlos vorüber – und seitdem kann man immer einige von ihnen inmitten einer FFF-Demonstration – oder aber im Rahmen der Planung einer solchen – antreffen.



Fränzi-Schüler bei den Demo-Vorbereitungen

Bozen, Freitag, 15. Februar, 10 Uhr. Ich stehe etwas zusammengequetscht in einer Menge von Schülerinnen und Schülern mitten auf dem Mazziniplatz. „Lotta – dura – per la natura!“, schreit jemand in ein Megaphon. Die Demonstration hat begonnen. Ich kann mich vor lauter Leuten kaum mehr rühren. Ständig verliere ich meine Freunde aus den Augen. 3000 Schüler sind zusammengekommen, heißt es. Ich halte mein Plakat hoch, während ich mich vorsichtig vorwärts taste. So kommen wir über die Talferbrücke in die Museumsstraße. Ich schreie, marschiere und fühle mich dabei als Teil von etwas Großem und Wichtigem.

Die „Fridays-For-Future“-Bewegung

In den letzten Monaten haben in über hundert Ländern, unter anderem Kenia und Israel, Schülerstreiks für eine Verbesserung der Klimapolitik unter dem Motto „Fridays for Future“ stattgefunden. Greta Thunberg, die 16-jährige schwedische Klimaaktivistin, hat dazu aufgerufen. Sie hat das geschafft, wovon Erwachsene nur träumen können: das Interesse der Jugend an der Politik zu wecken und dabei nicht nur uns Jugendliche, sondern auch viele andere Menschen für den Umweltschutz zu mobilisieren. Greta Thunberg hat eine riesige Bewegung ins Rollen gebracht. Seit 2019 gibt es auch in Bozen ein „Fridays-For-Future-Komitee“. Es besteht aus Schülern aller Altersklassen. Mit dabei sind auch Schüler unserer

Schule: Alexandra Munter (6. Klasse), Elisabeth Munter (5. Klasse) sowie Lidia Spagnolli (8. Klasse). „Wir wissen genau, wieso wir protestieren. Damit auch andere Leute unsere Beweggründe besser verstehen, haben wir einen konkreten Forderungskatalog ausgearbeitet. An diesem haben wir vom Komitee mehrere Wochen gearbeitet und uns mit Wissenschaftlern und Klimaexperten ausgetauscht. Unter ihnen waren Marc Zebisch, Klimaforscher an der EURAC, und Helmut Moroder, Experte für Verkehr und Mobilität. Die Forderungen basieren auf eben diesen Gesprächen und richten sich sowohl an die Politik als auch an die Bürger!“, erklärt Alexandra. Der Katalog wurde bei einer der Protestaktionen Landeshauptmann Arno Kompatscher persönlich übergeben.

Arno, höre unsere Stimme!

Zurück auf die Straße. Viele Kaufleute unter den Lauben stehen hinter den Schaufenstern und beobachten unseren Marsch. Über den Waltherplatz geht es weiter bis zum Magnagoplatz. Hier kommt der Protestzug zum Stehen. Vor dem Landtag werden Reden gehalten. Wir geben noch einmal alles – es wird gejubelt und gepfiffen. Dann ist es vorbei. Die Masse zerstreut sich langsam. Manche bleiben noch dort, Fotos werden gemacht. Einige Grüppchen bilden sich und tauschen sich über diese neue Erfahrung aus. Die

Sonne scheint und es herrschen frühlinghafte Temperaturen. Als ein Junge beginnt, auf seiner Gitarre zu spielen, singen wir dazu. Ich fühle mich ein bisschen wie ein Hippie aus den Sechzigern, als könnten „Peace and Love“ all unsere (Klima-) Probleme lösen. Man soll aber bekanntlich gehen, wenn’s am schönsten ist. Ich mache mich auf den Nachhauseweg, schließlich bin ich hauptberuflich nicht Demonstrantin, sondern Schülerin.

Systemwandel – nicht Klimawandel!

Beschwingt wandere ich vom Magnagoplatz zur Bushaltestelle. Ich komme an einem McDonald’s vorbei. Mir fällt auf, dass es noch voller als normalerweise ist. Nachdenklich steige ich in meinen Bus ein. Genau dieselben Jugendlichen, die zuvor noch an meiner Seite: „Wir sind hier, wir sind laut, weil man uns die Zukunft klaut!“ gerufen haben, füttern McDonald’s, den Klimakiller, mit Geld. Ja, denn auch dieser Großkonzern ist mitverantwortlich für den erhöhten Fleischkonsum, die daraus resultierenden Emissionen von Methan und Lachgas, die Urwaldrodung für den Sojaanbau als Tierfutter und, und, und. Das haben meine Kollegen da wohl vergessen – oder aber kurzfristig verdrängt.

Nicht immer nur: „Macht ihr mal!“

Ja, die Politik muss etwas unternehmen. Denn unsere Zeit wird knapp. Die Folgen des Klimawandels sind nämlich jetzt schon spürbar. Dennoch: Mögen die politisch Verantwortlichen auch Entscheidungen treffen müssen – handeln müs-

sen immer noch WIR! Deshalb müssen wir alle unseren Teil dazu beitragen. Dabei geht es nicht unbedingt um Verzicht, sondern eher um Umgewöhnung. Es bringt nämlich nichts, davon zu reden, dass wir die Zukunft sind, wenn wir nicht bereit sind, uns zukunftsfreundlich zu verhalten. Ob die Teilnehmer der Demo in Zukunft auf ihren „klimaschädlichen“ Burger verzichten und ihre Eltern überzeugen, in den nächsten Ferien statt auf Fernreise auf Naherholung zu setzen, bleibt zumindest fraglich. Das überfüllte McDonald’s lässt mich daran zweifeln. Und ja, wenn ich so darüber nachdenke, werde auch ich im Winter zum Skifahren gehen, auf Pisten, die mit Kunstschnee beschneit werden. In meinen Einkaufskorb verirren sich immer mal wieder Nestlé-Produkte und wenn ich spät dran bin, nehme ich das elterliche Taxi gerne in Anspruch, statt zu Fuß zu gehen. Das elterliche Taxi, mein Vater, hat das Treiben rund um die Demo argwöhnisch beobachtet. Nächste Woche hat er Geburtstag. „Mein einziger Wunsch heuer ist, dass jeder Jugendliche, der an der Demonstration teilgenommen hat, seinen ‚Lifestyle‘ überdenkt und eine kleine Änderung in Richtung Klimaschutz macht“, hat er vor einigen Tagen angemerkt. Ich habe mir vorgenommen, seinen Wunsch in einen Vorsatz umzuwandeln und das nächste Mal einfach die Uhr besser im Blick zu behalten. Dann erübrigt sich auch das elterliche Taxi.

Elisabeth Munter (5. Klasse)

Marion Obkircher



„Wir sind hier, wir sind laut...!“: Alexandra und Elisabeth Munter

450 SEKUNDEN TOT

Eindrücke vom Theaterprojekt 2019



Frayo im Sarg: „Deckel drauf, und zu!“

Kaum ist der Sargdeckel geschlossen, gehen die Augen wieder auf. Das Jackett wird aufgeknöpft und die Mütze abgenommen. Draußen höre ich gedämpft meine Mitschüler brav ihren Text rezitieren. Jetzt heißt es warten.

Wie man der Einleitung wahrscheinlich schon entnehmen kann, habe ich Sie virtuell mit auf die Bühne genommen. Jene Bühne, die seit Jahren Ende Mai im Klosterhof aufgebaut wird, und auf der im vergangenen Frühjahr meine Klasse den „Besuch der alten Dame“ von Dürrenmatt aufführte. Und ich durfte den Armen, den Alten geben, den Ill, dessen ehemalige Geliebte Rache schwört und ihn nun umbringen will. Soweit die

Kurzfassung. Wesentlich länger war mein wohl unauffälligster Auftritt im ganzen Stück. Es geht um meinen Sarg-Auftritt. Besser gesagt: um meinen Sarg-Abgang. Ich steige in den Sarg – entgegen dem, was der Autor vorgesehen hat, denn im Original liegt Alfred III am Ende einfach tot am Boden. Regisseur Gerd Weigel und wir haben uns aber einfach die Freiheit genommen, unsere Ideen in das Stück mit einfließen zu lassen. Nachdem ich also in den Sarg gestiegen bin, vergehen ziemlich genau 450 Sekunden bis zur Erlösung am Ende des Stückes. Mich einzig und allein auf mein Gefühl verlassend, komme ich in sieben Theateraufführungen zählend auf den Wert „450“. Als arithmetisches Mittel sozusagen. Dankenswerterweise hat Frater Wendelin den Auftrag, uns einen Sarg zu zimmern, mit Freude angenommen. Zum ersten Mal fühlen, wie man zwischen zwei Welten steht. Erinnert mich an „Hôtel des deux mondes“ von Éric-Emmanuel Schmitt (das übrigens auch zur Auswahl für unsere Aufführung stand). Deckel drauf, und zu. Ich darf nicht vergessen zu zählen und schon gar nicht zu atmen. Ah, jetzt singen sie. Ich singe mit, hab ja nicht mehr viel zu tun. „Bald ist es zu Ende, einen Aufguss kann ich mir jetzt sparen“, witzle ich. Warten, lauschen, zählen, Text mitaufsagen ist alles, was ich tun kann. Und hoffen, dass auf den letzten Metern des Bühnenmarathons keine Patzer mehr passieren. Ziemlich genau 450 Sekunden warte ich. „Endstatioooooon!“, hallt es über den Schulhof. Endlich! Es ist vorbei, der Applaus setzt ein. Mein Herz schlägt noch einmal kurz höher, ich freue mich auf die Freiheit, die Frischluft und das Publikum. Der Deckel wird geöffnet, das Scheinwerferlicht flutet das Innere des Sarges und ich kann die Menschenmenge wieder vor mir sehen. Ich spüre eine große Erleichterung. Premiere geschafft, jetzt noch mindestens weitere fünf Male (Zusatzaufführungen zeichnen sich nämlich schon ab). Das Gefühl am Ende ist großartig. Dafür lohnt es sich, für ein paar Minuten im virtuellen Jenseits zu verharren.

Frayo von Gelmini (8. Klasse)



STIFTUNG SÜDTIROLER SPARKASSE

WIR STIFTEN KULTUR